

Marie Theres Fögen (1946–2008)

Marie Theres Fögen ist nur einundsechzig Jahre alt geworden. Sie wurde Opfer eines plötzlich im April 2007 ausgebrochenen Leidens. Im Herbst des Jahres kam sie noch einmal ausgeruht aus Italien zurück, schien gut erholt und guter Dinge. Die Bewilligung eines von ihr maßgeblich bestimmten Antrags (Exzellenzcluster) gab ihr Auftrieb. Wir hofften damals noch auf Genesung.

Wenn wir uns ihrer erinnern, wie sie in Zeiten der Gesundheit war, sportlich und gut gelaunt, stets mit einem Überschuss an Kraft, Energie und Entschlussfreude, rasch verstehend, rasch handelnd, dann sehen wir sie vor allem als ehemalige Mitarbeiterin und dann als Direktorin in unserem Institut. Wenn ich aber weiter zurückgehe, dann sehe ich auch noch eine andere Marie Theres, zwar nicht das Kind, die Frankfurter Schülerin oder Studentin, aber doch seit 1975 die Rechtsanwältin und zugleich Assistentin von Dieter Simon. Schon damals war sie die junge, aber ganz fertige Wissenschaftlerin. 1974 veröffentlichte sie ihre prozessrechtsgeschichtliche Dissertation »Der Kampf um Gerichtsöffentlichkeit« im 19. Jahrhundert, eine Arbeit, die sie später einmal ironisch kommentierte (ich meine zu Unrecht), weil sie selbst sich sowohl als Persönlichkeit wie als Rechtshistorikerin und Stilistin weiter entwickelt hatte. Zwanzig Jahre lang hat sie in der von Dieter Simon gegründeten Forschergruppe »Byzantinisches Recht« mitgearbeitet, hat in der Stille geforscht, aber auch als Anwältin Prozesse geführt, viele mit türkischer Klientel, dazu auch Türkisch gelernt, im Übrigen jedoch byzantinische und römische Rechtsgeschichte betrieben, ohne die Öffentlichkeit zu suchen. Eine Ausnahme war nur ihre Wahl in den Senat der Max-Planck-Gesellschaft. Sie hat 1982 das »Rechtshistorische Journal« mit aus der Taufe gehoben und es viele Jahre lang liebevoll und mit großer Sachkunde betreut. Dort erschienen ihre ersten Artikel, die großes Entzücken auslösten. Der Fall des Luxus-Tischleins aus Zitronenholz wird mir unvergesslich bleiben.

Sie habilitierte sich in Frankfurt im Wintersemester 1992/93. Das Buch »Die Enteignung der Wahrsager. Studien zum kaiserlichen Wissensmonopol in der Spätantike« wurde ein großer Erfolg. Es wurde weit über die Rechtsgeschichte hinaus beachtet,

einmal wegen des originellen Themas, dann aber vor allem wegen der souveränen Quellenkenntnis und wegen der Verdichtung der Thematik auf die Notwendigkeit der Beseitigung der Haruspexe und Zauberer für die Stabilisierung der kaiserlichen Herrschaft. Vor allem war es die frische, anschauliche, von der traditionellen Romanistik weit und kühn abweichende Sprache. Es war ein Buch, das auch Nichtromanisten mit Neugier und Vergnügen lasen. Hier sah man, nach langer Inkubationszeit, eine neue Marie Theres Fögen, die in den byzantinistisch-romanistischen Jahren all das still in sich aufgespeichert hatte, was sie nun in der folgenden Zeit prägen sollte.

Zwei Jahre nach der Habilitation wurde sie nach Zürich berufen, als Nachfolgerin der nach Frankfurt zurückkehrenden Regina Ogorek. In Zürich wurde sie eine der bekanntesten Professorinnen der Schweiz, eine in zahlreichen Gremien gefragte Sachkennerin und Gutachterin, eine mit großem Spaß in der NZZ publizierende Autorin, die zudem in den Programmheften des Züricher Theaters über die klassischen Tragödien schrieb. Sie strahlte in dieser Zeit, entwickelte hohen methodologischen und theoretischen Ehrgeiz, der dann in einem ihrer glücklichsten Jahre, am Wissenschaftskolleg in Berlin, sich voll entfaltete. Seither war sie sozusagen ganz zu sich gekommen und hatte das Ziel vor Augen, Systemtheorie und moderne Evolutionstheorie für die Arbeit der Rechtsgeschichte fruchtbar zu machen. Mit diesem Elan stellte sie sich 2001 der Auswahlkommission der Max-Planck-Gesellschaft und überzeugte deren Mitglieder mühelos.

Aus Berlin hatte sie ein Buch mitgebracht, das nun bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschien, sofort ausverkauft war und in 2. Auflage nachgedruckt werden musste und dann rasch eine italienische und eine (kurz vor ihrem Tod erschienene) französische Übersetzung erlebte: »Römische Rechtsgeschichten«. Dieses Buch ist begeistert gepriesen, von der traditionellen Romanistik aber auch scharf kritisiert worden. Letzteres verwundert nicht, weil Marie Theres Fögen die heiligsten Güter attackierte, so die Authentizität der im 19. Jahrhundert aus überlieferten Bruchstücken rekonstruierten Zwölftafelgesetze, weil sie die berühmten Gründungsfabeln des Rechts um die Ermordung der Jungfrau Verginia durch ihren Vater und die ehrenvolle Selbsttötung der Lukrezia, weiter den Tabubruch des Gnaeus Flavius neu beleuchtete und überhaupt Quellen nutzbar machte, die einst von Mommsen und

anderen als märchenhaft abgelehnt worden waren. Der schrittweise Weg des Rechts in seine (wirkliche oder vermeintliche) Autonomie, ein evolutionärer Weg, wurde neu vermessen. An jeder Wegbiegung lauerten Überraschungen, neue Einsichten, aber auch petrifizierte Legenden der Romanistik. Die Debatte um dieses Buch machte ihr Freude, verletzte sie aber auch, wenn die Kritik mit Vorurteilen und persönlichen Angriffen verquickt wurde.

Von nun an baute sie ihre Sonderstellung in der Rechtsgeschichte mit der Neugründung der Zeitschrift »Rechtsgeschichte« aus. Ihr schwebte eine Zeitschrift vor, wie sie sie aus den USA und Italien kannte, kein prosaisches Fachblatt, sondern eine theoretische, sprachliche und optische Herausforderung der Rechtsgeschichte. Was die Theorie angeht, so wollte sie gewissermaßen die Fenster aufreißen, um Systemtheorie und moderne Evolutionstheorie hereinzulassen – von ihnen erhoffte sie sich eine gründliche Durchlüftung der ihr steril erscheinenden Rechtsgeschichte. Sprachlich wollte sie weg vom Fachjargon hin zu einer lebendigen, direkten Sprache. Paradoxien waren ihr lieber als schlichte Aussagen, eine knappe, spitzzüngige Erwiderung lieber als ein langer Aufsatz mit vielen Fußnoten. Optisch wollte sie – wörtlich genommen – ein neues Layout, Fotos, anderes Papier und Format. Inzwischen sind 12 Bände dieser Zeitschrift erschienen; der hier vorliegende Band sollte ihr letzter sein.

Marie Theres war eine Person mit vielen Facetten. Äußerlich eine »Erscheinung«, hochgewachsen und elegant, geschmackvoll in allem, was sie umgab, auch in ihrer Wohnung in der Schubertstraße. Dieser gute Geschmack drückte sich auch im Institut aus, wenn sie Bilder aufhängte, Vorhänge auswählte oder mit Enthusiasmus an den Plänen zum Neubau mitwirkte. Sie war dem Leben zugewandt, wusste ausgezeichnet Bescheid über gutes Essen und dessen Zubereitung, gute Weine und entsprechende (meist italienische) Lokale. Sie konnte sehr fröhlich sein, von Herzen lachen, dann aber wieder unvermutet ernst werden, sie reagierte schnell und entschieden, vielleicht manchmal sehr schnell, aber das mag die Sicht eines bedächtigeren Temperaments sein. Ihre wichtigsten Wesenszüge waren wohl ihre überaus wache Intelligenz und ihre wissenschaftliche Neugier. Ein neues Buch, eine neue Person, eine neue These verlockten sie unweigerlich. Als sie am 10. Oktober 2006 ihren 60. Geburtstag in der Aula in Zürich feierte, zog sie als »Sexagenaria« noch einmal alle Zuwendung von Freunden und

Weggefährten an sich, so als wüsste sie, dass das alles bald zu Ende gehen könnte. Stefan Tönz spielte meisterhaft Geige, das »Diarium« von David Philip Hefti aus dem Jahre 1999. Sie genoss das alles sichtlich. Hätten wir damals gewusst, was wir heute wissen, wir hätten den doppelten Boden dieses Freundschaftsfestes gespürt und ihn mitschwingen hören.

Das Bild der optimistischen, lachenden, klugen und energischen Marie Theres wird in uns weiterleben. Ihre Bücher werden bleiben, die »Gerichtsöffentlichkeit«, die »Enteignung der Wahrsager«, die »Römischen Rechtsgeschichten« und das vielleicht am meisten für sie typische kleine Buch »Das Lied vom Gesetz« (2007), in dem sie eine Summe ihrer rechtshistorischen und rechtstheoretischen Weltsicht gezogen hat. Diese Bücher umrankt von zahlreichen originellen und stets sprachlich makellosen kleineren Artikeln und Glossen. Ein gedrängtes, ungewöhnlich gedankenreiches und anregendes Œuvre. Ihre Leistungen für das Institut werden bleiben, hier und dort, vor allem auch im Neubau, in dem wir an sie auf passende Weise erinnern werden. Sie hat dem Institut viel gegeben, hat bis zur Erschöpfung gearbeitet, in den letzten Jahren sicher zu viel. Wir bewundern ihren Mut, mit dem sie in den letzten Monaten und Wochen dem Tod ins Auge gesehen hat. Sie wankte nicht, hat alles mit großer Klarheit gesehen und geregelt, sich von den nächsten Freunden verabschiedet und den schweren Gang mit einer beeindruckenden Würde bewältigt. Wir haben allen Grund, ihr dankbar zu sein. Wir trauern um sie und werden sie nicht vergessen.

Michael Stolleis